

Am heimischen Herd

Unterhaltungs-Beilage zum „Oberschlesischen Wanderer“

Nr. 11

Freitag, den 15. Januar 1926

98. Jahrgang

LORA

♦ ♦ ♦ ROMAN VON J. M. FOSTER

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Gegen Weihnachten stellte sich heftiger Frost ein, und Pedro Belazo war oft tagelang im Forst, wo die Wildjäger ihm viel zu schaffen machten. So waren Robert und Dolores naturgemäß fast beständig zusammen, und fast als eine selbstverständliche Folge dieses Umstandes erdient es, daß sie einander lieben lernten. Freilich sprach Robert von Zeit zu Zeit davon, daß er nun, da er wieder genesen sei, seinen Stab weiter sehen müsse, allein es blieb bei dem Vorsatz, an dessen Ausführung er wohl kaum ernstlich gedacht hatte. Als er aber wieder einmal davon sprach, seinem Aufenthalt im Forsthaus ein Ende zu machen, brach Dolores in heiße Tränen aus und stieß schmerzlichen Schreien. Wenn er sie gleich verlasse, werde sie sterben. Da hielt auch Robert nicht länger mit dem Geständnis seiner Liebe zurück; beide Arme um das Mädchen schlingend, flüsterte er ihr ins Ohr, er liebe sie heiß und innig, und als er seine Lippen in feurigem Kuß auf die ihren preßte, fühlte er ihren schlichternen Gegenkuß!

Am Abend dieses Tages nahm Robert Gelegenheit mit Pedro Belazo zu sprechen. Dolores war bereits zu Bett gegangen, und die Männer saßen bei einem Glase Bier zusammen, als Robert plötzlich sagte:

„Belazo, es ist Zeit, daß ich Ihnen endlich mitteile, wie es zugeht, daß Sie mich dort im Walde fanden — ich hätte es längst tun sollen — allein man redet nicht gern von seinen dummen Streichen.“

„Na, wenn's keine schlechten Streiche sind, die Sie zu berichten haben, hat's nicht viel auf sich,“ meinte Belazo gut gelaunt, und wenn Robert sich durch den Seitenhieb, der ihm unbewußt zu teil geworden war, getroffen fühlte, so wußte er es wenigstens zu verbergen.

„Ich stamme aus angesehenener Familie,“ fuhr er nach kurzem Schwelgen fort, „mein Vater ist ein reicher Mann, aber trotzdem habe ich mich zu Hause nicht glücklich gefühlt. Ich war all mein Lebtag ein wilder Bursche, der nur ungern irgendwelchen Zwang erduldet; meine Mutter starb früh, mein Vater hatte wenig Zeit, sich um mich zu kümmern, und so wuchs ich in der Gut von Fremden auf, die mich meist tun ließen, was mir gerade einfiel, weil es ihnen lästig und unbequem war, meinen Gehorsam zu erzwingen. Aber plötzlich hieß es bei jeder Gelegenheit, ich müsse mich fügen — was ich tat, war nicht recht, und als man schließlich so weit ging, mir eine Frau auszusuchen, die alt genug war, um meine Mutter sein zu können, bekam ich's satt und lief davon. Sie werden begreifen, daß ich nicht anders handeln konnte, nicht wahr, Belazo?“

Belazo nickte — Robert hatte das geschickt erdachte Lügengewebe so glaubwürdig vorgebracht, daß dem Alten kein Zweifel aufstieg, und Robert hatte den Charakter seines Wirtes hinreichend studiert, um zu wissen, daß er bei ihm auf Sympathie rechnen durfte, wenn er sich als ein Opfer des Zwanges hinstellte.

„Als ich das väterliche Haus verließ,“ setzte Robert seinen Bericht fort, „gab ich mir selbst das Versprechen, nicht eher heimzukehren, als bis man mich rufen würde, und dies Gelübde gedachte ich zu halten. Ich wanderte zu Fuß, weil ich nicht die Mittel besaß, die Eisenbahn zu benutzen; im Walde wurde ich dann von Männern, die ich für Wildjäger hielt, überfallen und meiner geringen Barschaft beraubt. So fielen zu sechsen über mich her, und als ich mich zur Wehr setzen wollte, erhielt ich einen wichtigen Schlag auf den Kopf, der mich betäubte und mir ohne die sorgsame Pflege, die ich hier im Hause genoss, vermutlich das Lebenslicht endgültig ausgeblasen hätte. Ich kann Ihnen nie genug danken, Belazo,“ schloß er in wirklicher Bewegung, „und ich hoffe

auch, Sie werden mir früher oder später Gelegenheit geben, Ihnen meinen Dank auch durch Taten zu beweisen.“

Belazo erhob abwehrend die Hand.

„Lassen Sie's gut sein,“ sagte er einfach, „die Menschen sind doch auf der Welt, damit sie einander helfen.“

„Aber nicht alle denken so,“ erwiderte Robert ernst. „So, meine Vergangenheit kennen Sie,“ fuhr er dann in leichtem Tone fort, „und nun möchte ich mit Ihnen wegen meiner Zukunft beraten. Was könnte ich tun, um meinen Unterhalt zu erwerben?“

„Um — was verstehen Sie denn?“ fragte Belazo nachdenklich.

Robert errötete. Wenn er ehrlich sein wollte, mußte er bekennen, daß er von vielem etwas, aber wirklich nichts verstand und konnte, und halb beschämt äußerte er dies auch.

„Aber ich will alles versuchen,“ fügte er seinem Bekenntnis hinzu, „ich bin gewandt mit der Feder, ich kann mit Pferden wie mit Schusswaffen umgehen und habe auch einen Begriff von der Forstwirtschaft.“

„Ei, das ist ja gar nicht so wenig,“ nickte Belazo aufmunternd, „wer weiß, vielleicht kann ich Sie sogar beim Grafen Richenau unterbringen. Als ich das letzte Mal drüben in Magensfurt bei ihm war, sprach er davon, daß er einen Forstschreiber annehmen wolle, weil es für mich — bei der Ausdehnung der gräflichen Forsten — mitunter ganz unmöglich ist, die vielen Schreibereien zu erledigen, und wenn es sich um Besuche bei den Holzhändlern handelt, fehlt's auch an einer Persönlichkeit, die zugleich rede- und schreibgewandt ist. Wäre ein solcher Posten Ihnen nicht zu gering?“ schloß der Alte fragend.

„Nein,“ entgegnete Robert lebhaft, „mit der Vergangenheit habe ich völlig gebrochen und jede ehrliche Beschäftigung ist mir erwünscht.“

„Gut, so fahre ich in den nächsten Tagen nach Magensfurt und rede mit dem Justizrat Horn, der diese Angelegenheiten für den Grafen zu erledigen hat.“

„Nun hätte ich noch eine weitere Sache mit Ihnen zu besprechen,“ sagte Robert mit einem tiefen Atemzug.

„Immerzu — Ihrem Aussehen nach scheint die zweite Angelegenheit Ihnen wichtiger als die erste zu sein.“

„Dem ist auch so,“ bestätigte Robert, „ich liebe Dolores, und sie erwidert meine Liebe.“

„Alle Wetter, das ist schnell gegangen!“ rief Belazo überrascht.

„Wer könnte längere Zeit mit Dolores zusammen sein, ohne sie zu lieben?“ entgegnete Robert enthusiastisch, „sie ist so reizend und so liebenswürdig, daß sie eines weit besseren Mannes, als ich es leider bin, würdig wäre; aber wenn sie die meine wird, soll sie es nie zu bereuen haben, so wahr mir Gott helfe. Wie ist's, Belazo, habe ich Ihre Einwilligung zu unserem Bunde?“

„Wenn Dolores Ihnen ihr Herz geschenkt hat, soll es an meiner Zustimmung nicht fehlen,“ sagte Belazo ernst; „es tut zwar im allgemeinen nicht gut, wenn zwei Ehegatten gänzlich verschiedenen Lebenskreisen entstammen, und daß Sie der Erbherr einer vornehmen Familie waren, wußte ich beim ersten Blick in Ihre Augen und auf Ihre Kleidung, aber die Liebe gleicht ja so manchen Unterschied aus, und so sage ich nicht nein!“

„Tausend Dank!“ rief Robert warm, „und wenn es je wieder zu einer Aussöhnung zwischen mir und meiner Familie kommt, so hoffe ich Ihnen durch die Tat zu beweisen, daß es für echte Liebe

Keinen Standesunterschied gibt. Einstweilen," schloß er halb wehmützig, "ist Dolores die Höherstehende, während ich erst Ihre Güte und Fürsprache in Anspruch nehmen muß, um mir eine Existenz zu erlangen." —

Für die Liebenden begann jetzt eine seltsame Zeit! Sie bauten Lustschlösser und träumten von einer glücklichen Zukunft, welcher Traum sich zu verwirklichen schien, als Pedro Velazo mit günstigem Bescheide aus Magerfurt zurückkehrte.

Die Hochzeit wurde auf die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr festgesetzt; das Verschaffen der Papiere schien zu Roberts angenehmem Erstaunen in diesem weltverlassenen Winkel absolut keine Schwierigkeiten zu machen, nachdem er dem Bürgermeister des Dorfes erklärt hatte, seine sämtlichen Dokumente, wie Geburtschein, Heimatschein usw. seien ihm bei jenem räuberischen Ueberfall zugleich mit seiner Varschaft gestohlen worden. Der Großwürdenträger von Halderwang schien es nicht für nötig zu erachten, bei der Behörde des Ortes, welchen Robert als seine Heimat bezeichnet — er hatte die Besetzung seines Vaters als in nächster Nähe von Venzja bei Wien gelegen genannt — eine Erneuerung der in Verlust geratenen Papiere nachzusuchen; das Aufgebot fand ohne weitere Umstände statt und die Trauung sollte der Ortsgeistliche von Halderwang vornehmen.

Am Vorabend der Trauung erfuhr auch Robert, wie es zugegangen war, daß Pedro Velazo nach Oesterreich verschlagen worden war. Graf Dichtenau hatte als junger Mann seine Hochzeitsreise nach Spanien gemacht; im Dienst der Gräfin befand sich die Tochter ihrer Amme als Kammermädchen, und da der Graf infolge eines Sturzes vom Pferde längere Zeit in einem Dorf in der Nähe von Valladolid krank lag, knüpfte Marie, so hieß das auffallend hübsche Kammermädchen, mit einem Burtschen dieses Dorfes ein zärtliches Verhältnis an. Pedro Velazo, denn er war der Burtsche, entstammte einer Zigeunerfamilie — sein Vater indes war seinerzeit schon in Olmeda sesshaft gewesen, und nur des Sohnes eigenartige Schönheit erinnerte noch an seine Ahnen. Als der Graf genesen war und mit seiner Gemahlin nach Deutschland zurückkehrte, mußten die Liebenden sich trennen und unter strömenden Tränen verließ Marie das Dorf und ihren Geliebten. Aber kaum drei Monate waren seitdem verstrichen, als Pedro Velazo sich aufmachte, um nach Oesterreich zu wandern — er hatte es nicht ausgehalten, Maria zu verlieren, und der Graf, von der Treue des jungen Spaniers gerührt, nahm ihn in seine Dienste und ermöglichte dem Paar die Heirat. Später erhielt er die Körperstelle und zehn Jahre vergingen den Liebenden in ungeprübtem Glück. Als aber Dolores, die zur Erinnerung an Pedros Mutter den spanischen Namen, der so aut zu ihrer äußeren Erscheinung paßte, erhalten hatte, neun Jahre zählte, erlag Maria einem schweren Nervenleiden, und Pedro Velazo blieb mit seiner kleinen Tochter allein.

"Wie seltsam die Menschen doch oft zusammenkommen," meinte Robert, als Dolores ihre Erzählung beendet hatte; die Geschichte deiner Eltern hört sich an wie ein Roman."

"Unser Zusammentreffen ist kaum weniger romantisch, Geliebter," versetzte Dolores. "Als Vater dich damals halbtot ins Haus trug, ahnte ich nicht, daß es mein zukünftiger Gatte sei, der da blieb und blutüberströmt auf den Kissen lag."

"Du hast recht, mein Liebling," nickte Robert, ihr die Lippen mit einem Kusse schließend, und als er an diesem Abend einschlief, malte er sich die freudige Ueberraschung aus, die Dolores empfinden würde, wenn sie später einmal erfuhr, ihr Gatte sei der Sohn des reichen Freiherrn Carben auf Carbenegg.

Die Hochzeit des jungen Paares hatte stattgefunden, und Friede und Glück wohnten in dem kleinen Forsthaus am Rande des Waldes. Robert hatte, seitdem er Carbenegg verlassen, keinerlei Versuche gemacht, Nachrichten über seine Familie zu erhalten, wenn er auch die Zeitungen studierte, von der geheimen Sorge bewegt, in den Spalten der Blätter Mitteilungen zu finden, welche Bezug auf seinen Diebstahl und seine Flucht aus dem Vaterhause hatten. Diese Furcht erwies sich indes als völlig unbegründet; der Vater sowohl wie der Bruder mußten sein schwachvolles Geheimnis gewahrt und von jeder Verfolgung Abstand genommen haben.

Seinen neuen Pflichten in jeder Weise gerecht werdend, lernte Robert zum ersten Male den Segen, der in regelmäßiger Tätigkeit liegt, begreifen, und der alte Velazo bekam wirklich Respekt vor den Leistungen des Schwiegersohnes. So kam Ostern heran, und Robert meinte, noch niemals ein so herrliches Frühjahr erlebt zu haben. Schon zu Ende März prangte der Wald in frischem Grün, und mit den frühervachten Vögeln um die Wette pfeifend, schritt Robert dem Dorfe zu, wo er mit einem Holzhändler zu tun hatte. In Halderwang angelangt, erledigte er das Geschäft in günstigster Weise und begab sich ins Wirtshaus, um ein Glas Bier zu trinken, ehe er den Heimweg antrat.

Während er sein Glas leerte, las er die Zeitung, und plötzlich stieß er einen leisen Schrei aus — unter der Spitzmarke: "Erstschütternder Unglücksfall" enthielt das Blatt einen Artikel folgenden Inhalts:

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod in der Ballavicini-Ninne

Skizze von Rudolf Behrens-Hannover.

Gedankenschwer schritt ein einsamer Hochtourist über den Friedhof von Heiligenblut. An vielen Gräbern ging er achtslos vorüber. Doch hin und wieder blieb er nachdenklich stehen, erwachte aus seiner Versunkenheit und las die Inschrift.

"Auch einer", sagte er still für sich. "Auf diesem Ewigleitsacker treffen die Glocknerfahrer zusammen. Hier ruhen sie alle, die von jenem Gipfel den Weg ins Tal nicht mehr zurückfanden. Ich werde auch zu ihnen gehören. Jene suchten auf der Spitze des Berges neues, starkes Leben und fanden den Tod. Ich dagegen werfe mein Leben von der höchsten Kronenzade fort und suche die Erlösung."

Kristensen spähte nach dem "Könige der Norischen Alpen." Der scheidenbe Tag warf über die "Leiterköpfe" ein blauschwarzes Gewand und verwob hinter ihren Häuptern die Glockner Spitze zu einem violetten Nebelschleier.

"Er ist zur Ruhe gegangen", fuhr er fort. "Sein Erwachen bereitet mir den letzten Schlaf."

Um die Ecke des schlanken Kirchturms kam ein junges Mädchen im roten Kleide. Wie flammender Wahn leuchtete sie im Abend-scheine. Ihre entschlossenen Züge, auf denen ein froher Lebensglaube ruhte, der tiefe Blick ihrer strahlenden Augen, ihr aufrechter und sicherer Gang verliehen ihr frauenhafte Reife.

Am Grabe des Markgrafen von Ballavicini führte der Weg die beiden Fremdlinge zusammen. Sie standen als Daseinsmüdigkeit und Lebenswille Schulter an Schulter. Ihre Blicke kreuzten sich auf dem hohen Leichensteine.

"Ein großer Held, den die Berge emporhoben, um ihn tief fallen zu lassen", sagte Edmund halb für sich, halb für den fremden Mann.

Kristensen überhörte ihre Worte; er war zu sehr mit sich beschäftigt. Alter Bergsteigerstolz und kalte Lebensverachtung kämpften in ihm. Starr richtete er sich auf und sprach unwillkürlich den Toten an.

"Dein Weg durch die berühmte Eisrinne, der du den Namen gabst, zur Glocknerkreuz hinauf soll auch mein Aufstieg sein. Auf kühnsten Pfade will ich den Herrscher bezwingen; dann mag er mich als Tribut hinnehmen." Im gleichen Augenblick wurde er sich seiner Beobachterin bewußt und schwieg.

"Das Leben bezwingt man nicht auf Pfaden der Versuchung", sagt gütig aber fest die Stimme neben ihm.

Kristensen besann sich. "Dreimal, so sagt die Geschichte des Minimus ist die Ballavicini-Ninne durchstiegen. Waren jene Großen auch nur Versucher?"

"Nicht die Tat entscheidet, sondern ihr Veranlasser, der Gedanke", entgegnete sie.

"Und welche Gedanken lassen Sie gelten?"

"Den Mut, nicht den Uebermut; die Ueberlegung, nicht den Zufall williges Beugen und nicht eigensinnige Herausforderung."

"Sind Sie Hochtouristin?"

"Ich suche die Berge, weil ich das Leben liebe."

Um Kristensens Mund legte sich ein spöttischer Zug. Er dachte: "Eine von den vielen, die über Berge aus der Tiefe reden."

Erdmut fuhr fort. "Für ihre Glocknerroute gehört ein größerer Lebensmut. Sie sehen mir zu müde aus."

Kristensen fühlte sich ertappt. Sah dieses fremde Mädchen in seine Seele, oder sprach aus ihr die blasierte Bergsteigerin. Einem Manne gegenüber ruhte er die Antwort; doch vor der Frau kapitulierte er aus Höflichkeit. Ablenkend sagte er: "Die Wege der Menschen sind zu verschieden. Einmal führen sie alle ans Ziel; ob früher oder später, ist letzten Endes einerlei." Er grüßte und ging.

An der Wegecke zwang ihn eine plötzliche Eingebung, sich umzusehen. Leuchtend stand das blühende Leben am Grabe des Markgrafen von Ballavicini und schaute ihm, dem müden Tod, sinnend nach. Ein Ruck wie ein elektrischer Schlag hemmte für den Bruchteil einer Sekunde seinen Schritt, dann fiel er in seine alte Gedanken-schwere zurück und ergrübelte seine letzte Bergfahrt. —

Kristensen stieg die Glocknerstraße empor. Die Sonne hing an jedes Bergklimmlein einen Tropfen Glanz und erweckte mit ihren Strahlen einen bunten, farbenprächtigen Rauberteppich, der das Mälat zu einem Paradies machte. Nur an Kristensen blieb nichts von ihrem Glanze haften. Er zog wie ein düsterer Schatten gesenkten Hauptes zur Franz Josefs Höhe hinauf.

Das laute Hüttentreiben um die Mittagszeit war ihm zuwider. Er setzte sich in der äußersten Ecke der Gaststube an den letzten leeren Tisch und sah zum Fenster hinaus. Seine Augen verloren sich jenseits der Pasterze in den Hängen des Glocknerkammes und liefen weisse Bilder der Erinnerung aus seiner Hausatenheimat an sich vorüberziehen.

Da riß ihn zum zweitenmal die gleiche Stimme aus seinen Träumen. Das lebenswarme Rot des Heiligenbluter Kirchhofs leuchtete abermals vor ihm auf. Dieselbe Sicherheit und Festigkeit einer selbstamen Frauenseele drängte sich erneut zu seiner Menschenüberbrüstigkeit.

"Sie sehen überanstrengt aus", sagte Erdmut weich und mitteilsvoll. Ungezwungen nahm sie ihm gegenüber Platz, denn alle übrigen Tische waren besetzt.

Ihre Anteilnahme ärgerte ihn. War sie das Leben, das ihn an das Tal der Tränen bannen wollte, oder war sie eine Schwärmerin der Berge, die in der Hochwelt Liebe suchte?

„Ich sagte Ihnen schon einmal, die Wege der Menschen sind alle verschieden; und ich füge hinzu, ihre Antlitze sind es auch. Alle Wege führen ans Ziel, und alle Antlitze sind an diesem Ziele eins. Ob sie vorher lachend oder weinend waren, ist gleich.“

„Sie sind ein Lebensverächter. Sagen Sie mir, was suchen Sie in diesen hehren Bergen?“

„Das Ende meiner Qual“, antwortete Kristensen gepreßt und erschrocken über seine Offenbarung.

„Ich will nicht fragen“, hörte er ihre forgenverwischende Stimme, „was Ihnen das Herz abknürrt. Ich will nicht wissen, was Ihren Blick umflort. Ich will nur Ihren Schmerz teilen und möchte Ihnen helfen. Sind Sie ein wahrer Bergsteiger, dann müssen die Schatten der Seele vor der Erhabenheit der Bergwelt schwinden wie Morgennebel vor der Sonne.“

Zwängte sich das Leben in seinen geistigen Tod, um seinen bejammerenswerten Leib zu erhalten? Mitleid war ihm das widerwärtigste Gefühl der Menschen. Das Mitleid eines Weibes kam ihm wie erbettelte Liebe vor. Es war ihm eßig.

Er hatte sich gestärkt, zahlte und empfahl sich.

„Ihr Weg?“ fragte Erdmut.

„Zur Hofmannshütte.“

„Und dann?“

„Zum Glocknerkreuz.“

„Durch die Pallavicini-Ninne?“

Er antwortete nicht darauf, sondern ging. Plötzlich trat Erdmut dicht an ihn heran und flüsterte ihm ins Ohr:

„Oben erwartet Sie der Tod. Bedenken Sie den Schritt!“

„Den suche ich.“ wollte er lachend antworten; aber er verbiß sich seine Worte.

Vom Pasterzenteeß sah er zur Hütte hinauf. Auf einem Felsvorsprunge stand wie am Vortage an der Heiligenbluter Kirche das leuchtende Leben. Er winkte mit einem langen weißen Tuche in die Welt zurück.

Da packte ihn der Uebermut. Er schwenkte seinen Hut, und wollte zum Fodler anheben. Aber seine Stimme überschlug sich, und der spöttische Jauscher mißlang. —

In der unbewirtschafteten Hofmannshütte war Kristensen der einzige Gast. Das Alleinsein beruhigte ihn. Die letzte Lebensnacht mit lebensfrohen Menschen teilen zu müssen, wäre ihm unerträglich gewesen. In ungestörter Ruhe machte er seine letzten Aufzeichnungen.

„So lebt man unter ein verwirktes Leben einen dicken Strich“, sagte Kristensen im Selbstgespräch, als er noch einmal seine letzten Zeilen überflog. „Die Zeit fließt mich in den wirtschaftlichen Abgrund. Falsche Freunde stahlen mir den guten Namen. Der Tiefgang entriß mir meine Liebe. Arbeits-, ehr- und lieblos liege ich am Boden. Wie ich aus der Menschheitshöhe fiel, so will ich wirklich fallen. Mein letzter Weg ist die Pallavicini-Ninne. Oben erwartet mich der Tod.“ —

Klar und vollendet flog das letzte Viertel der Nacht zu Tale. Der junge Tag stieg auf die Firnen und ließ sie leuchten. Kristensen überquerte den mittleren Pasterzenboden und kam zum Einstieg des bekannten Hofmannsweges. Im Halbdunkel tauchte eine Führerpartie vor ihm auf. Als er ins innere Glocknerkar schwankte, rief sie ihn an und mahnte: „Hier führt der Steig!“ Er antwortete und verschwand hinter hohem Moränenhaufen.

Ein wüßtes Trümmersfeld hinderie den wohlgeübten Schritt. Lawinenreste machten ihn zeitweise gangbarer. Je höher er stieg, desto tiefer fiel der Tag von den ewigen Schneehäuptern herab. Strahlend erhob sich die Sonne über die Fuschertöpfe und tauchte die imposante Eisarena der Ostalpen in ein brennendes Lichtmeer.

Der einsame Steiger stand vor dem gährenden Bergschlund. Eine einzige dünne Schneebürde führte hinüber. Die lebensmüden Gedanken mußten jetzt der Tat weichen. Kristensen hatte ein Ziel vor Augen. Der Tod möchte später kommen. Der alte Bergmut lehrte zurück und gab ihm Kraft zum Werke. Vorsichtig kroch er liegend auf die Brücke, schlug die Bidelhaube drüber ein und zog sich langsam hinüber. Ein letzter Ruck, dann stand er am Ende der Pallavicini-Ninne. Als er noch in der Betrachtung des unerhörten Eissturzes versunken war, hörte er hinter sich ein dumpfes Poltern. Beim Umschauen gewahrte er den Einsturz der trügerischen Schneebürde.

„Jetzt bin ich abgeschlossen“, sagte er zu sich. „So werden die Brücken hinter mir abgebrochen, ohne daß ich einen Finger dazu rühre. Nur dort oben, wenn ich es geschafft habe, muß ich selber Hand anlegen.“

Nach kurzer Rast stieg er mutig, den Tod verachtend, weiter. Gefahr witternd nied er die Mitte der steilen Ninne. Dennoch schlug in halber Höhe ein großer Felsblock um Haarebreite an seinem Kopfe vorbei. Den Tod, den er wünschte, hätte er verflucht, würde er ihn vorzeitig mit Steinwürfen hinuntergeschleudert haben. Stufe um Stufe hieb er in den vereisten Gang. Die Gefahr des Ausgleitens vergrößerte sich mit der Steilheit der Ninne. Möchte der Tod Gebild zeigen. Er wollte ihm ja nicht entgehen. Nur auf halbem Wege wollte er kein Opfer bringen. Der Schweiß rann in Strömen von seiner Stirn. Die Glieder krampften sich von der harten Arbeit zusammen und zitterten.

Weiße Wolken setzten sich am Glocknerkreuz. Nebel huschten von der Glocknerwand zur Adlerruhe. Die beiden Glocknerspitzen wurden zu Gespenstern.

Kristensen wurde mutlos. Hundert Meter unter der verächtigten Glocknerscharte stand der Lebensmüde und leuchte infolge unmenschlicher Anstrengungen. Klopsenden Herzens gönnte er sich eine Ruhepause.

Da! Was sah er? Stand nicht eine Gestalt im Scharnelnebel? Es mochte eine Partie auf alter Route sein. Kristensen kämpfte weiter. Die Gestalt verwehte und erschien aufs neue. Sie ging nicht vor und nicht zurück, sie wartete. „Verfluchter Augenspuß!“ knirschte er voll Ingrimm. „Wer sollte dort oben auf mich warten? Der Tod?!“ Er erblaßte und hielt sich an seinem Eisen fest. Suchte er ihn denn nicht? Ja, er war's! Hippe und Stundenglas trug er in der knöchernen Hand. Jetzt winkte er.

Der Eiswandstürmer rang mit dem Tode um die letzten fünfzig Meter. „Ich komme!“ schrie er mit letzter Kraft hinauf. „Laß mich erst oben sein! Wirf mich nicht vor dem Ziele ins Verderben. Ich bin Dir sicher.“

Nun war kein Zweifel mehr. Kein Trugbild des Nebels sah auf ihn hernieder. Oben stand der Tod und breitete die Arme aus. Kristensens überspannte Kraft ging zu Ende; sein überreiztes Hirn drohte zu zerspringen.

Düster wie die Wolkentwände schaute der verummunte Tod herab. Er trug wie die Söhne der Berge Seil und Eisen. Mit der letzten Kraft wollte sich Kristensen in seine Arme schwingen. Es ging nicht mehr. Da kam der Tod zu ihm hernieder, schlang das Seil um seinen Leib und zog ihn zu sich in die Schar.

„Da bin ich“, hauchte der sterbensmüde Wanderer. Dann sank er an den Gipfels des Großen Glockners und schloß die Augen. Als er sie nach langer Zeit verwundert aufschlug, blickte er in Erdmuts Antlitz. Sie flößte Wein auf seine Lippen, rieb seine Stirn mit Schmerz und hüllte ihn in ihren Mantel ein.

„Das Leben!“ lächelte Kristensen und suchte ihre Hand. Der Todsucher fühlte hoffnungsfreudig die Kraft eines willensstarken Weibes, die auf ihn überstrahlte. Noch mehr aber verspierte er in Erdmuts Nähe die Auferstehung einer längst begrabenen Sehnsucht. Er sah sein mutiges Ebenbild an seiner Seite, seinem Berggeist würdig, nur in einem größer, in der Ueberwindung des Lebens.

Nach wenigen Minuten standen die beiden Menschen unterm Glocknerkreuz. Im Tale jagten sich die Wolken. Das Gipfelkreuz hob sich im strahlenden Sonnenglanze daraus empor. Unter seinem Leuchten küßte der „Tod“ das „Leben“, und das „Leben“ hielt den „Tod“ umschlungen.

„Willst Du Dich noch hinunterstürzen?“ fragte Erdmut lächelnd, als sie Kristensens Leid vernommen hatte.

„Ich will Dich, mein neues Leben, sicher zu Tale leiten“, antwortete er mit übersonnem Antlitz. Dann legte er der Widerstrebenden, die als bedeutsame Alpinistin führerlos zum Gipfel aufgebrochen war, das Seil an und bahnte sich mit seinem wiedergefundenem Leben den Weg in die Welt zurück.

★ ★ ★ Vermischtes ★ ★ ★

** Neue Heiratsmethoden in der Londoner Gesellschaft. Im Wandel der Zeit und des Modegeschmacks haben sich in der Londoner Gesellschaft neuerdings allerlei neue Hochzeitsgebräuche herausgebildet. Allem Anschein nach dürfte besonders das Jahr 1926 im Zeichen der Hochzeitsüberraschungen stehen. Die Bräute lieben es, über den Hochzeitstermin den Schleier des Geheimnisses zu breiten und Freunde und Bekannte erst in erster Stunde über die für die Trauung angelegte Zeit zu unterrichten. Es geschieht das ein oder zwei Tage vor der Zeremonie durch telephonische Benachrichtigung. Ja, kürzlich ist es sogar vorgekommen, daß sich das Brautpaar in aller Heimlichkeit, ohne daß einer der Freunde eine Ahnung hatte, verheiratete und erst einige Zeit nach der vollzogenen Trauung die Bekannten zum Empfang im eigenen Heim einlud. Bei Schauspielereinnen ist der Fall allgemein, daß sie schon ein Jahr verheiratet sind, ehe sie Freunde und Bekannte von der Tatsache unterrichten. Auch Witwen, die eine neue Ehe eingehen, haben eine Scheu vor der Öffentlichkeit und lieben es, in den Frühstunden die Ehe zu schließen, sobald nur ein paar eingeweihte Freunde Gelegenheit haben, bei der Zeremonie gegenwärtig zu sein. Wie ein Londoner Blatt hervorhebt, geschieht die Verheimlichung des Hochzeitstermins bis zur letzten Stunde vor allem aus dem Grunde, weil man der Gefahr entgehen will, mit Hochzeitsgeschenken bedacht zu werden, die unerwünscht kommen. Deshalb hat sich auch in letzter Zeit die prosaische Gepflogenheit herausgebildet, anstatt eines Hochzeitsgeschenkes der Braut einen Scheck ins Haus zu schicken. Eine nicht gerade poetische, aber gewiß umso praktischere Aufmerksamkeit. Es kommt nicht selten vor, daß ein Brautpaar an die fünfzig Schecks erhält, die dann sinnig über den Hochzeitstagen gelegt werden und in ihrer buntfarbigkeit einen dankbar begrüßten Regenbogen bilden. Die jungen Damen von heute unterscheiden sich eben nicht durch die betonte Männlichkeit nur von ihren Schwestern aus der viktorianischen Zeit, sondern sie haben sich mit dem kurzen Haar auch den praktischen Sinn des stärkeren Geschlechts zu eigen gemacht.

** Primitiver Farbensinn der Chaco-Indianer. Auf seiner Forschungsreise durch den argentinischen Chaco machte Nordenskiöld die merkwürdige Beobachtung, daß die eingeborenen Indianer einen ganz primitiven Farbensinn besitzen. So kennen die Chorotis-Indianer

nur fünf Farbensamen, mit denen sie freilich immer mehrere Farben zugleich benennen, wie z. B. rot, rosa, braun und hellbraun, die den gleichen Namen führen. Mit ein und demselben Wort bezeichnen sie blau und grün, dann wieder alle Arten braun, schwarz, dunkelbraun und dunkelgrün, sowie auch weiß und hellgrün. — Die Ashlun-Flays-Indianer kennen sogar nur drei Farbensamen: rot-rosa, gelb-weiß und schwarz. Alle anderen Farben wissen sie nur unsicher zu nennen, so daß sie braun bald als schwarz und bald als rot bezeichnen.

**** Vielseitige Kraftheitschen.** Zwischen der Oper und dem „Ring“ scheinen geheimnisvolle Beziehungen zu bestehen. Es ist beifalls-weise noch nicht lange her, daß der englische Schwergewichtsböser Zoop Viet, als er in einem schweren Kampf seinen Gegner Billy Prestage aus Nottingham „knockout“ geschlagen hatte, das Publikum dadurch aufs angenehmste überraschte, daß er mit schöner Stimme und edlem Ausdruck den Prolog aus dem „Bajazzo“ sang, während sein Gegner ausgezählt wurde. Es ist anzunehmen, daß dem halb bewußtlosen Prestage der Gesang seines Gegners nicht eben angenehm in den Ohren geklungen haben mag. Bei dieser Gelegenheit weiß ein Londoner Blatt darauf hin, daß der sangesfreundliche Böser durch- aus keine Ausnahmeerscheinung ist. Ja, der Fall Tom Coddys, der in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts als Preisträger im hohem Ansehen stand, hatte sogar den Weg von der Opernbühne in die Arena gefunden. Er war seinerzeit im Drury Lane-Theater ein gefeierter Sänger, ehe er seine athletischen Fähigkeiten entdeckte und beruflich auszunutzen beschloß. Der elegante Carpentier kann be- kanntlich als Sänger mit Ehren bestehen, wie er sich auch im Film wirkungsvoll zu bewegen weiß. „Ich selbst“, so schreibt der Sport- berichterstatler eines Londoner Blattes, „habe mit eigenen Ohren ge- hört, wie Jimmy Wilde mit seiner Gattin Duett sang und zwar in durchaus künstlerischer Weise. Und Moran betätigt sich im Neben- beruf zwar nicht als Musiker, aber als Virtuose im Versmachen und hat eine Anzahl Gedichte geschrieben, die die Art Swinburns ge- schickt kopieren.“

**** Selbstmord auf Umwegen.** Die Menschen, die des Lebens überdrüssig sind, finden tausend Mittel, um sich aus diesem Tal der Tränen zu flüchten. Aber auch hier ist es Amerita, das den Ehrgeiz besitzt, den Ruf als Land der unbegrenzten Möglichkeiten auch auf dem Gebiet der Selbstmordmethoden aufrecht zu erhalten. In dieser Beziehung hat sich ein gewisser Maxim Ditch, ein reicher junger Mann aus Boston, als sinnreicher Erfinder erwiesen. Er war eines Tages des Lebens müde geworden und entschlossen, sich zu töten. Nur über die Methode war er sich noch nicht im Klaren. Da er sich in dem Salons der Gesellschaft des Rufes eines geistvollen, an originellen Einfällen reichen jungen Mannes erfreute, so lag ihm daran, auch im Tode sich dieses Rufes würdig zu zeigen. Schließlich entschied er sich für den Selbstmord durch Erschießen. Er war ein vorzüglicher Pi- stolenschieße, aber natürlich konnte für ihn die landläufige Art, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen, nicht in Frage kommen. Das war viel zu einfach. Nach reiflicher Ueberlegung kam er dann zu dem Entschluß, ein Duell mit der Pistolenscheibe auszusuchen. Zu diesem Zweck ließ er in seinem Park einen Schießstand errichten mit einer Scheibe, deren Mittelpunkt zwei Zentimeter im Durchmesser maß. Dieses Zentrum der Scheibe stand mit einem Mechanismus in Ver- bindung, der selbsttätig, sobald das Zentrum berührt wurde, den Abzug eines Revolvers auslöste, der hinter der Scheibe befestigt war und dessen Lauf sich selbsttätig gegen den Pistolenschützen wandte. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, ging Ditch an dem für den Selbstmord festgesetzten Tag in den Park und übte sich an- scheinend im Pistolenschießen. Er schoß sieben Mal, ohne das Zen- trum zu treffen. Die achte Kugel aber traf das Ziel und löste damit den Abzug des hinter der Scheibe befindlichen Revolvers, dessen Ku- gel den Schützen direkt ins Herz traf.

**** „Mr. Evolution.“** In Amerika hat man sich noch immer nicht über den Affenprozeß beruhigt. Besonders die amerikanischen Eltern machen sich bei Familienzuwachs ein Vergnügen daraus, zum Zeichen ihrer Sympathie oder Antipathie den neugeborenen Kindern die Vor- namen von Personen zu geben, die in diesem Prozeß eine Hauptrolle gespielt haben. Besonders eingefleischte Anhänger des Professors Scope gehen sogar noch einen Schritt weiter und lassen ihre Kinder auf den etwas seltsamen Rufnamen „Evolution“ taufen. In New- York ist es neulich sogar vorgekommen, daß angeheiratete der unerwar- teten Geburt von Zwillingen dieser neue Name geteilt werden mußte. Seitdem müssen die unglücklichen Opfer dieser echt amerikanischen Narrheit als „Evo“ und „Dution“ durch Leben laufen.

**** Amerika braucht Dienstmädchen.** George Bloom, der die Stadt NewYork als Abgeordneter im Kongreß der Vereinigten Staa- ten vertritt, hat soeben einen Antrag eingebracht, der bestimmt ist, das Einwanderungsgesetz zugunsten der Frauen zu ändern. Nach diesem Antrag sollen Frauen aus Europa ohne jede Beschränkung der Zahl zugelassen werden, allerdings nur solche, die sich verpflichten, drei Jahre lang im Land als Hausangestellte tätig zu sein.

**** Steinkohlenteer als Beleuchtungsmittel.** Seit vielen Jahren ist man bemüht, einen Ersatz für das Leuchtpetroleum zu finden, einen Ersatz, der ein helleres und dabei billigeres Licht zu liefern imstande wäre. Der Spiritus hat sich für diese Zwecke gut bewährt, aber die Spirituslampe konnte gegen die Petroleumlampe nicht aufkommen, da der Preis des Materials sich zu hoch stellte. Wie in einer der letzten Sitzungen der römischen Akademie der Wissenschaften mitge-

teilt wurde, scheint der Steinkohlenteer berufen, das Petroleum zu ersetzen. Es ist in der Tat gelungen, einen festen Beleuchtungskörper aus ihm zu gewinnen, der den Vorteil hat, ein ungleich helleres Licht als Petroleum zu geben, und da andererseits auch für die Brennstunde nur fünf Gramm des neuen Materials verbraucht wird, so würde man dadurch auch eine ungleich billigere Beleuchtung erhalten. Es handelt sich dabei freilich um eine rein akademische Frage, denn es ist nicht recht einzusehen, weshalb man heute, wo das elektrische Licht so billig und bequem ist, es nötig hat, nach einem Ersatz für das Leuchtpetro- leum zu suchen.

**** Ein wütender Stier im Zimmer.** Ein wildgewordener Bulle brachte die Familie eines Fleischermeisters in arge Bedrängnis. Beim Abladen vom Viehwagen verlor der Geselle die Gewalt über das Tier; es riß sich los und sprang vom Hof aus durch das Fenster in das Wohnzimmer des Fleischermeisters, in dem die beiden Kinder derselben spielten. Sie konnten sich schnell in das Schlafzimmer retten. Das wütende Tier raste nun weiter in das Schlafzimmer, sprang in die Betten, brach natürlich diese infolge seiner Schwere durch und wollte durch das Fenster nach der Straße gelangen. Es blieb stecken und setzte dann oberhalb sein Vernichtungswerk in den Zimmern fort. Endlich konnte das wilde Tier überwältigt und im Zimmer erschlagen werden.

★ ★ ★ Humoristisches ★ ★ ★

Ein vorsichtiger Pariser.

Bahnwärter (zu einem auf dem Gleis kauenden Herrn): „Was machen Sie denn da auf den Schienen? Weshalb unteruchen Sie die mit einer Lupe?“

Herr: „Ich erwarte meine Frau aus dem Seebad und da möchte ich mich erst über den Zustand der Bahnstrecke informieren.“

Was sind überleale Pedenzarten?

Wenn ein Bankkassierer erklärt, seine Stellung sei zum Davon- laufen.

Wenn ein Stuker erzählt, sein Paletot aus Kamelhaargewebe fäße ihm wie angewachsen.

Scherzfragen.

1. „Wie schützt man Eisen vor Rost?“
„Mit „egais RIK“ um so igai umg.“
2. „Welche Bank verfracht nie?“
„„unqabwupk nT““

Im Heiratsbüro.

„Und nun bitte ich, zunächst zehn Mark Einschreibgebühren zu entrichten.“

„Was Sie wohl denken; wenn ich zehn Mark hätte, würde ich nicht heiraten!“

Wie sie kocht.

- „Sagen Sie, Rosa, hilft Ihnen meine Frau beim Kochen?“
„O ja, und ob!“
„So? Was tut sie denn?“
„Na, sie kommt eben nie in die Küche.“

Sie hat es erreicht.

Unter Freundinnen: „Was macht denn die blonde lange Ella, die immer so hoch hinaus wollte?“

„O, die hat es erreicht, die ist glücklich verheiratet und Lebens- versicherungsvereinsubdirektionshilfsbüroassistentengattin gewor- den!“

Nach dem Erdbeben.

„Ihre Schwester in Sankt Barbara hat also nichts als das nackte Leben gerettet?“

„Erlauben Sie, — das nackte Leben meiner Schwester ist immer noch eine Million Dollar wert!“

Alles Natur.

- „Bist Du noch nicht fertig, Schak? Wir müssen gehen.“
„Sobald ich mein Haar gemacht habe, Willi.“
„Hast Du es denn noch nicht gemacht?“
„Was Du redest, — ich habe es noch nicht mal gefunden.“

Reitaemäs.

„Herr Ober, zwei Omeletts naturell, aber bitte so schnell wie möglich!“

„So schnell wie möglich, das ist gänzlich ausgeschlossen, meine Herrschaften, das dauert mindestens 20 Minuten!“